

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 142.

Freitag, 27. Mai

1932.

Wo ist Schlothe!

Roman von Christel Broehl-Delhaes.

(I. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Jetzt, nach Jahren, wußte Charlotte den Wortlaut des Briefes noch genau auswendig. Hellmuth hatte seine Charlotte gekannt und gewußt, daß er ihr nur mit Offenheit kommen dürfe. Es hatte auch weiter in dem Brief gestanden: „Es ist uns beiden nicht gedient, wenn wir nun trotzdem verlobt bleiben, wenn wir heiraten, im Gegenteil, ich täte Dir größeres Unrecht an, wenn ich Dich an mich fesselte, ohne Dir meine ganze Liebe schenken zu können.“

Charlotte hatte sich wunderbar zu beherrschen gewußt. Sie hatte damals dem heißgeliebten Menschen mit neuen Worten das Herz zu erleichtern versucht und ihm versprochen, daß sein Glück auch stets das ihre sein sollte. Sie blieben daraufhin noch lange in anregendstem, sachlichem Briefwechsel. Hellmuth verheiratete sich schon sehr bald mit Mythe Matheus. Hin und wieder ließ er etwas von seiner Familie durchblicken in seinen Briefen. An Charlottes Unbefangenheit wuchs seine Befreiung. Er schilderte Mythe, so daß die schlanke, zerbrechliche Frauengestalt greifbar vor Charlottes Vorstellung stand. Er äußerte sich nach und nach mehr über Mythe und immer drang Sorge um diese Frau durch. An diese Sorge dachte Charlotte zuerst, als sie den Satz las, der die Bewahrheitung dieser Sorge bewies: „In untröstlichem Schmerz — — —“

Zum erstenmale hatte Charlotte das Kommen des Bruders überhört. Beim plötzlichen Aufklappen des elektrischen Lichtes legte sie die Hand über die Augen, als wäre sie geblendet. Aber das Licht leuchtete doch unter einem stark dämpfenden Lampenschirm.

Markus Lyba schaute sich erstaunt im Zimmer um. Er entdeckte Charlotte auf dem Fensterplatz.

„A—abend, Charly! In welcher ungewohnten Situation findet man dich?“

Er kam um den Tisch herum und auf Charlotte zu. Seinen Kleidern entströmte ein leiser, unaufdringlicher Geruch von Aether.

„Schläfst du, Charlotte?“ fuhr er fort.

Sie ließ die Hand sinken und schaute ihn an. In ihrem Blick lag etwas Schimmerndes und ihr Gesicht hatte einen ganz neuen fremden, fernen Ausdruck.

„Was ist denn geschehen, Charlotte?“

Charlotte lächelte ein wenig trübselig.

„Was soll denn geschehen sein?“ fragte sie ohne Betonung.

„Nun, ohne Grund sitzt der Herr Diplom-Ingenieur nicht auf Großvaters Platz.“

Wenn Markus „Charly“ oder „Herr Diplom-Ingenieur“ sagte, war er über Gebühr gutgelaunt.

„Was fehlgeschlagen, Kleine? Na, denn nicht krumm nehmen! Das passiert dem Besten!“

„Weiß ich alles!“

„Na, zu was sitzt du denn sonst auf dem Großvaterplatz und starrst lyrisch ins Licht der Gaslaterne des rückständigen Stadtmarktes? Schön gesagt, nicht? Nun rede doch endlich mal, mein Kind!“

Markus Lyba kam von diesem sonderbar schimmernden Blick nicht los. Was hat denn das Mädchen? Da war etwas nicht in Ordnung, das tief ging, viel tiefer als manches andere.

Charlotte gab sich einen gewaltigen Ruck, ehe sie es herausbrachte, so ganz einfach, nüchtern, knapp, daß es fast kalt klang:

„Hellmuth Gereuter ist — tot!“

„Hellmuth wäre — — — aber nein, du bist nicht recht gescheit.“

„Lies nur!“ sagte Charlotte, mit einem Male müde, „auf dem Tisch liegt es, neben meinem Gedeck — — — lies nur!“

„Was liegt da? Wo liegt etwas?“ tobte Markus los. „Eine Anzeige? Eine Nachricht? Wer soll denn dir das gesandt haben? Seine Gemahlin etwa — —?“

Charlotte überhörte den Spott, der Markus' Entsetzen verbergen sollte; sie kannte ihn so gut.

„Nein, in der Zeitung! Nicht in der da! In meinem Fachblatt! Da, du hast es doch in den Händen!“

Er blätterte mit fahrigem Fingern in den Seiten, während er unbewußt längst den Daumen auf der Stelle hatte. Charlotte lächelte wider Willen über seine Gebärden, sie wußte, auch er hatte Hellmuth gern.

„Blättere doch nicht wie toll. Du hast ja schon den Finger darauf!“ wies sie ihn an und erreichte endlich seine Sammlung. Er las, las zweimal. Dann legte er das Blatt fort, kam wieder zurück an Charlottes Platz, stand so, daß seine Gestalt die Lampe verdeckte, daß die Gestalt der Sitzenden im Schatten blieb, legte plötzlich beide Hände um die Wangen der gläsern Starrenden und sagte:

„Arme Charlotte!“

Fast heftig schüttelte Charlotte den Kopf. Der schimmernde Blick war plötzlich verdunkelt. Es war, als habe des Bruders Wort die Lawine in ihrem Innern zum Rollen gebracht.

Markus' Hände an Charlottes Wangen zitterten.

„Ich glaube gar, du weinst!“ polterte er los. „Warum weinst du denn? Was geht dich denn der Mann überhaupt noch an? Garnichts!“

Die Tränen waren schon wieder vorüber.

„Über den habe ich doch jetzt keine Sorgen mehr“, sagte Charlotte, „ihm kann doch nichts mehr geschehen. Aber — wie schwer muß er gestorben sein. Immer mit der Sorge um die Frau. Wenn ich es doch gewußt hätte — — — wenn ich ihm doch noch hätte sagen können — — —“

„— — — daß du seine geliebte Frau unter deine Zittiche nehmen würdest, wenn er dieses Jammertal verlasse — — — das bekämst du tatsächlich fertig!“ grölzte Markus mit einem Ton, der nicht ernst gemeint war.

Charlotte erschrak vor der Deutlichkeit, mit der Markus ihre geheimste Seelenregung preisgegeben.

„Du kannst da nicht mitreden — — —“ wandte sie

Goldene Hochzeit.

Von Grazia Deledda.

Herr Polbino entsann sich, von seiner Mutter gehört zu haben, daß, wenn man eine Kirche zum erstenmal betritt und sich mit Inbrunst eine Gnade erbittet, man dieser teilhaftig wird.

Herr Polbino hatte sich nie eine Gnade erbeten, weder in noch außerhalb der Kirche, denn das Glück hatte ihm immer alles gewährt: Wohlgehen, Ehren, eine geliebte und treue Gattin, brave und gut versorgte Kinder und Enkel und schließlich Jahre und Jahre der Gesundheit und der Gewissensruhe.

Jetzt zählte er achtzig Jahre, es waren achtzig Perlen einer einzigen Schnur, die er als nachzuahmendes Beispiel, als kostbares Erbe den Nachkommen hinterlassen würde. Aber er brauchte eine Gnade.

Wo aber gab es in der Stadt oder in deren Umgebung eine Kirche, die er noch nicht gekannt hätte? Er kannte sie alle, wenn auch nicht als Fanatiker, so doch als Bewunderer alter und neuer Bauwerke. Seit zwanzig Jahren, seit er sich von seinen Geschäften zurückgezogen hatte, ging er von einer Kirche zur anderen, hörte feierlichen Messen, Predigten und kirchlicher Musik zu, besichtigte Säulen, Gräfte und alte Gewölbekuppeln. Es schien ihm, all die Kirchen auf seiner Handfläche zu haben, so gut kannte er sie. Aber seit einiger Zeit ging er beinahe gar nicht mehr aus und nun erinnerte er sich, daß seine Gattin eines Tages von einem kleinen Kirchlein, einer Art Kapelle, erzählt hatte, das gewisse Nonnen neben ihrem Kloster in dem ihnen gehörenden Park bauen ließen. Dieses Kirchlein dürfte schon fertiggestellt sein und nicht weit von dem Viertel liegen, in dem er wohnte. Jedenfalls mußte er sich bei seiner Frau genauer erkundigen.

Aber diese lag schwer herzantraut zu Bett. Die Ärzte sagten, daß ihre Minuten gezählt seien, das Lebenslichtlein am Verlöschen sei. Aus diesem Grunde ging Herr Polbino nicht mehr aus, und auch er fühlte, wie sein Herz von Tag zu Tag schwächer schlug. Aber vor seiner Gattin zeigte er sich gar nicht besorgt und tat, als fühlte er sein gewohntes Leben weiter. Auf Anordnung der Ärzte durfte sie in ihrem geräumigen, luftigen Zimmer nicht gestört werden, wo sie von einer schneeweißen Schwester betreut wurde. Aber Herr Polbino, der sich immer im aufstehenden Zimmer aufhielt, hörte jeden ihrer Atemzüge, jeden ihrer Seufzer. Nur wenn die Ärzte es ihm gestatteten, wenn die Leiden der Gattin etwas nachließen, setzte er sich an das breite Bett, in dem sie, den Kopf von einer Menge Kissen gestützt, klein und hager, ganz Augen und mit noch schwarzen Brauen, wie ein Kind aussah, das infolge einer grausamen Schicksalsstunde plötzlich gealtert war.

Ohne zu sprechen blickten sie einander an. Oder sprach nur er, wenn sie ihn mit einer Handbewegung dazu aufforderte. Und er erzählte, daß er spazieren gewesen war, daß er gut gegessen und getrunken, oder daß er ein schönes Buch gelesen hatte. Es waren Lügen, die gleich kleinen Ausbesserungen an einem schleifigen Gewebe, auf kurze Weile das unaufhaltsame Hinwinken des Lebens der beiden alten Gatten aufhielten.

An jenem Tage hatten die Ärzte Herrn Polbino gerade erlaubt, seiner Gattin ein wenig Gesellschaft zu leisten. Er verließ also die Ecke des Zimmers, in der er die Tage und oft auch die Nächte verbrachte, und trat in das Ehebett. Da war das Ehebett, in dem er bis vor wenigen Monaten durch ein halbes Jahrhundert die Nächte neben seiner Lebensgefährtin verbracht, da war der Müraner Spiegel, der ihr Bild zurückgeworfen hatte, als sie von der Hochzeit heimgekehrt waren, und er war noch klar und rein wie ihre Treue. Und nochmals spiegelte er ihr Bild wider, das Bild der von den Kissen gestützten Gattin, deren schneeweißes Haar einer duftigen Spitzenhaube glich, das Bild des am Bett sitzenden Mannes, der den Arm gegen ihre Hand streckte. Leise, als wollte er ihr ein Geheimnis anvertrauen, flüsterte er ihr zu: „Heute geht es wirklich gut. Der Professor hat es mir versichert und hat mich sehr getröstet. Ich habe auch einen schönen kleinen Spaziergang gemacht.“

Und er zwinkerte ihr zu. Sie blickte ihn an mit den blauen, abwesenden Augen, die ihm auch jetzt noch die Augen ihrer Jugend schienen; aber die bleichen Lippen hielt sie geschlossen, unbeweglich. Er griff nach ihrer Hand und befehlte sie in der seinen: Er spürte die dünnen Knochen wie die Knochen eines toten Vögelchens. Er fuhr fort:

„Ja, ich war aus. Ich habe einen kleinen Rundgang hier in der Umgebung gemacht. Es wird weiter gebaut: immer Paläste und immer neue Geschäftsläden: jede Tür ein Laden. Hier an der Ecke ist sogar eine Pferdefleischerei eröffnet worden. Du solltest das Schild sehen: als wäre es ein Juwelierladen! Dann bin ich bis zum neuen Platz gegangen: Ich wollte mir auch das Kirchlein der Nonnen ansehen, von dem du mir seinerzeit erzähltest, aber ich konnte es nicht finden.“

Einen kurzen Augenblick leuchteten ihre Augen auf, und ihre Hand winkte die Schwester herbei. Diese antwortete an ihrer statt:

„Das Kirchlein? Vom Platz aus sieht man es nicht. Man muß längs der Parkmauer des Klosters gehen und weiter oben um die Ecke biegen. Es ist rückwärts, rechts.“

„Ach, ich weiß schon: Danke.“

Die Schwester neigte das Haupt und nützte Herrn Polbinos Anwesenheit aus, um sich aus dem Zimmer zu entfernen.

Die Sonne war schon untergegangen, und das Zimmer füllte sich mit einem Licht wie brennender Wachskerzen. Durch das breite Fenster sah man die große Terrasse eines gegenüberliegenden Palastes. Mit ihren vielen Blumen glich sie im roten Himmel einem hängenden Garten. Die Augen der Kranken blickten hinüber, und auch Herr Polbino konnte nicht umhin. Und er dachte daran, daß die Stunde vielleicht günstig wäre, um in das Kirchlein zu gehen, die Vesperstunde, wo die Muttergottes die Bitten der Menschen eher erhört. Aber er war müde von den durchwachten Nächten und von den in ewiger Vangigkeit verbrachten Tagen. Und er fühlte sich so wohl dort, an das Bett gelehnt wie an den Bordrand eines in einer leuchtenden Friedensbucht dahingehenden Bootes, dort, neben seiner treuen Gefährtin, die Hände ineinandergeklungen wie immer während ihres langen glücklichen Lebens.

Aber ein Gebet wird eher erhört, wenn es mit einem Opfer verbunden ist. Als die Terrasse gegenüber ganz in Gold und Rubinrot gebüllt wurde wie ein Altar zur Vesperstunde, machte er sich auf und ging zum Kirchlein. Der Gang wurde etwas beschwerlich, denn es dunkelte schon, und der Weg längs der Parkmauer war uneben, so daß Herr Polbino mehrmals stolperte. Aber endlich kam er doch zum Kirchlein: Das Tor stand weit offen, und man konnte den Altar sehen, der der Terrasse gegenüber dem Krankenzimmer glich.

Er setzte sich auf die erste Bank, die er erreichte. Er hätte niederknien wollen, konnte es aber nicht. Er fühlte ein schweres Unbehagen und bellenden Atemnot. Und zugleich eine nie empfundene Freude. Er betete mit Andacht das Ave-Maria und trachtete dabei die Stimme des verkündenden Engels wiederheraufzubeschwören. Dann bat er um die Gnade:

„In einigen Tagen sind es fünfzig Jahre, daß ich und Mariolina geheiratet haben. Heilige Jungfrau, Mutter Gottes, schenke mir die Gnade, daß ich die goldene Hochzeit mit meiner geliebten Gefährtin feiern kann. Amen.“

Als Herr Polbino lange nicht aus dem Zimmer kam, entschloß sich die Schwester nachzusehen. Still betrat sie den Raum. Durch das noch immer offene Fenster sah sie im violetten Hintergrund über einer Säule der Terrasse ein silbernes Licht blinken: den Mond.

Die beiden alten Gatten waren dort, die Hände ineinandergeklungen, die offenen Augen zum Himmel gerichtet. Ehe die Schwester die Angehörigen verständigte, drückte sie diese Augen zu, die jetzt in der Ewigkeit aufeinander blickten und sich über die ihnen geschenkte Gnade freuten.

(Berechtigte Übersetzung von Carl Georg Asperger)

Film vom Kino.

Von Julius Kreis.

Die Platanenweiserin. Sie steht in dem weißen Schürzen mit der gestärkten Kälche im Haar, kurz berodet und leidenbeinig genau so appetitlich aus, wie das Föschchen im Lustspielfilm auf der Leinwand. Ihr Ehrgeiz ist es auch, einmal da oben zierlich in das Boudoir zu truppeln und den Herren im Partett ein bißchen heiß zu machen. Denn nur immer so im Dunkeln nachtblinde Hühner auf den Platz zu führen, ist kein Lebensinhalt. Sie ist filmersfahren und die Hersteller sollten einmal auch die Platanenweiserinnen zu Rate ziehen, was zieht und was nicht. Freilich, sie selbst, die Platanenweiserin ist schon immun gegen den Zauber der Leinwand. Wer täglich viermal von Helden dieselben heldischen Gesten und Brusttöne serviert bekommt, der glaubt überhaupt nicht mehr an Heldentum. Auch hier ist die Gewohnheit das Grab der Illusion: die heißesten Liebeszenen, die spannendsten Kriminalaffären, der dramatischste Mord, — die Platanenweiserin steht unbewegt darauf hin und nur sie fühlt so recht im innersten Herzen, daß es doch „nicht wahr“ ist. Vielleicht kriegen solche Mädchen überhaupt einen eisernen Panzer ums Herz. Kalt und unerschrocken, werden sie jeder Situation und jedem Schicksal gewachsen sein. Der Schwarm für einen Star ist ihr längst fremd; die gehören sozialagen zur Familie und sie ist dieser tagtäglichen Gefächter überdrüssig.

Wenn einmal statt Konrad Beidt der fische Monteur vom Nachbarhaus ihr zulächeln würde, — das wäre ein Fall.

Der sachliche Kinogast. Er geht ins Kino, um sich zu unterhalten und zu belehren. In die Reklamebilder wendet er nicht minder Aufmerksamkeit, wie an den Hauptfilm.

Goldene Hochzeit.

Von Grazia Teledda.

Herr Polbino entsann sich, von seiner Mutter gehört zu haben, daß, wenn man eine Kirche zum erstenmal betritt und sich mit Inbrunst eine Gnade erbittet, man dieser teilhaftig wird.

Herr Polbino hatte sich nie eine Gnade erbeten, weder in noch außerhalb der Kirche, denn das Glück hatte ihm immer alles gewährt: Wohlergehen, Ehren, eine geliebte und treue Gattin, brave und gut versorgte Kinder und Enkel und schließlich Jahre und Jahre der Gesundheit und der Gewissensruhe.

Jetzt zählte er achtzig Jahre, es waren achtzig Perlen einer einzigen Schür, die er als nachzuahmendes Beispiel, als kostbares Erbe den Nachkommen hinterlassen würde. Aber er brauchte eine Gnade.

Wo aber gab es in der Stadt oder in deren Umgebung eine Kirche, die er noch nicht gekannt hätte? Er kannte sie alle, wenn auch nicht als Fanatiker, so doch als Bewunderer alter und neuer Bauwerke. Seit zwanzig Jahren, seit er sich von seinen Geschäften zurückgezogen hatte, ging er von einer Kirche zur anderen, hörte feierlichen Messen, Predigten und kirchlicher Musik zu, besichtigte Säulen, Gräfte und alte Gewölbebögen. Es schien ihm, all die Kirchen auf seiner Handfläche zu haben, so gut kannte er sie. Aber seit einiger Zeit ging er beinahe gar nicht mehr aus und nun erinnerte er sich, daß seine Gattin eines Tages von einem kleinen Kirchlein, einer Art Kapelle, erzählt hatte, das gewisse Nonnen neben ihrem Kloster in dem ihnen gehörenden Park bauen ließen. Dieses Kirchlein dürfte schon fertiggestellt sein und nicht weit von dem Viertel liegen, in dem er wohnte. Jedenfalls mußte er sich bei seiner Frau genauer erkundigen.

Aber diese lag schwer herzantraut zu Bett. Die Ärzte sagten, daß ihre Minuten gezählt seien, das Lebenslichtlein am Verlöschen sei. Aus diesem Grunde ging Herr Polbino nicht mehr aus, und auch er fühlte, wie sein Herz von Tag zu Tag schwächer schlug. Aber vor seiner Gattin zeigte er sich gar nicht besorgt und tat, als führte er sein gewohntes Leben weiter. Auf Anordnung der Ärzte durfte sie in ihrem geräumigen, lustigen Zimmer nicht gestört werden, wo sie von einer schneeweißen Schwester betreut wurde. Aber Herr Polbino, der sich immer im anstößenden Zimmer aufhielt, hörte jeden ihrer Atemzüge, jeden ihrer Seufzer. Nur wenn die Ärzte es ihm gestatteten, wenn die Leiden der Gattin etwas nachließen, setzte er sich an das breite Bett, in dem sie, den Kopf von einer Menge Kissen gestützt, klein und hager, ganz Augen und mit noch schwarzen Brauen, wie ein Kind aussah, das infolge einer grausamen Schicksalsstunde plötzlich gealtert war.

Ohne zu sprechen blickten sie einander an. Oder sprach nur er, wenn sie ihn mit einer Handbewegung dazu aufforderte. Und er erzählte, daß er spazieren gewesen war, daß er gut gegessen und getrunken, oder daß er ein schönes Buch gelesen hatte. Es waren Lügen, die gleich kleinen Ausbesserungen an einem schleifigen Gewebe, auf kurze Weile das unaufhaltsame Hinwinken des Lebens der beiden alten Gatten aufhielten.

An jenem Tage hatten die Ärzte Herrn Polbino gerade erlaubt, seiner Gattin ein wenig Gesellschaft zu leisten. Er verließ also die Ecke des Zimmers, in der er die Tage und oft auch die Nächte verbracht, und trat in das Ehegemach. Da war das Ehebett, in dem er bis vor wenigen Monaten durch ein halbes Jahrhundert die Nächte neben seiner Lebensgefährtin verbracht, da war der runder Spiegel, der ihr Bild zurückgeworfen hatte, als sie von der Hochzeit heimgekehrt waren, und er war noch klar und rein wie ihre Töne. Und nochmals spiegelte er ihr Bild wider, das Bild der von den Kissen gestützten Gattin, deren schneeweißes Haar einer duftigen Spitzenhaube glich, das Bild des am Bett sitzenden Mannes, der den Arm gegen ihre Hand streckte. Leise, als wollte er ihr ein Geheimnis anvertrauen, flüsterte er ihr zu: „Heute geht es wirklich gut. Der Professor hat es mir versichert und hat mich sehr getrocknet. Ich habe auch einen schönen kleinen Spaziergang gemacht.“

Und er zwinkerte ihr zu. Sie blickte ihn an mit den blauen, abwesenden Augen, die ihm auch jetzt noch die Augen ihrer Jugend schienen; aber die bleichen Lippen hielt sie geschlossen, unbeweglich. Er griff nach ihrer Hand und behielt sie in der seinen: Er spürte die dünnen Knochen wie die Knochen eines toten Vögels. Er fuhr fort:

„Ja, ich war aus. Ich habe einen kleinen Rundgang hier in der Umgebung gemacht. Es wird weiter gebaut: immer Paläste und immer neue Geschäftsläden: jede Tür ein Laden. Hier an der Ecke ist sogar eine Pferdeschmiede eröffnet worden. Du solltest das Schild sehen: als wäre es ein Juwelierladen! Dann bin ich bis zum neuen Platz gegangen: Ich wollte mir auch das Kirchlein der Nonnen ansehen, von dem du mir seinerzeit erzähltest, aber ich konnte es nicht finden.“

Einen kurzen Augenblick leuchteten ihre Augen auf, und ihre Hand winkte die Schwester herbei. Diese antwortete an ihrer statt:

„Das Kirchlein? Vom Platz aus sieht man es nicht. Man muß längs der Parkmauer des Klosters gehen und weiter oben um die Ecke biegen. Es ist rückwärts, rechts.“

„Ach, ich weiß schon: Danke.“

Die Schwester neigte das Haupt und nickte Herrn Polbino Anwesenheit aus, um sich aus dem Zimmer zu entfernen.

Die Sonne war schon untergegangen, und das Zimmer füllte sich mit einem Licht wie brennender Wachskerzen. Durch das breite Fenster sah man die große Terrasse eines gegenüberliegenden Palastes. Mit ihren vielen Blumen glich sie im roten Himmel einem hängenden Garten. Die Augen der Kranken blickten hinüber, und auch Herr Polbino konnte nicht umhin. Und er dachte daran, daß die Stunde vielleicht günstig wäre, um in das Kirchlein zu gehen, die Vesperstunde, wo die Muttergottes die Bitten der Menschen eher erhört. Aber er war müde von den durchwachten Nächten und von den in ewiger Vagheit verbrachten Tagen. Und er fühlte sich so wohl dort, an das Bett gelehnt wie an den Vorrand eines in einer leuchtenden Friedensbucht dahinsiehenden Bootes, dort, neben seiner treuen Gefährtin, die Hände ineinander geschlungen wie immer während ihres langen glücklichen Lebens.

Aber ein Gebet wird eher erhört, wenn es mit einem Opfer verbunden ist. Als die Terrasse gegenüber ganz in Gold und Rubinrot gefüllt wurde wie ein Altar zur Vesperstunde, machte er sich auf und ging zum Kirchlein. Der Gang wurde etwas beschwerlich, denn es dunkelte schon, und der Weg längs der Parkmauer war uneben, so daß Herr Polbino mehrmals stolperte. Aber endlich kam er doch zum Kirchlein: Das Tor stand weit offen, und man konnte den Altar sehen, der der Terrasse gegenüber dem Krankenzimmer glich.

Er setzte sich auf die erste Bank, die er erreichte. Er hätte niederknien wollen, konnte es aber nicht. Er fühlte ein schweres Uebelbefinden und bellende Atemnot. Und zugleich eine nie empfundene Freude. Er betete mit Andacht das Ave-Maria und trachtete dabei die Stimme des verkündenden Engels wiederheraufzubeschwören. Dann bat er um die Gnade:

„In einigen Tagen sind es fünfzig Jahre, daß ich und Mariolina geheiratet haben. Heilige Jungfrau, Mutter Gottes, schenke mir die Gnade, daß ich die goldene Hochzeit mit meiner geliebten Gefährtin feiern kann. Amen.“

Als Herr Polbino lange nicht aus dem Zimmer kam, entschloß sich die Schwester nachzusehen. Still betrat sie den Raum. Durch das noch immer offene Fenster sah sie im violetten Hintergrund über einer Säule der Terrasse ein silbernes Licht blinken: den Mond.

Die beiden alten Gatten waren dort, die Hände ineinander geschlungen, die offenen Augen zum Himmel gerichtet. Ehe die Schwester die Angehörigen verständigte, drückte sie diese Augen zu, die jetzt in der Ewigkeit aufeinander blickten und sich über die ihnen geschenkte Gnade freuten.

(Berechtigte Übersetzung von Carl Georg Asperger)

Film vom Kino.

Von Julius Kreis.

Die Plaganweiserin. Sie steht in dem weißen Schürzen mit der gestärkten Kutsche im Haar, kurz berodet und seidenbeinig genau so appetitlich aus, wie das Föschchen im Lustspielfilm auf der Leinwand. Ihr Ehrgeiz ist es auch, einmal da oben zierlich in das Boudoir zu truppeln und den Herren im Parkett ein bißchen heiß zu machen. Denn nur immer so im Dunkeln nachtblinde Hühner auf den Platz zu führen, ist kein Lebensinhalt. Sie ist filmverfahren und die Hersteller sollten einmal auch die Plaganweiserinnen zu Rate ziehen, was zieht und was nicht. Freilich, sie selbst, die Plaganweiserin ist schon immun gegen den Zauber der Leinwand. Wer täglich viermal von Helden dieselben heldischen Gesten und Brusttöne serviert bekommt, der glaubt überhaupt nicht mehr an Heldentum. Auch hier ist die Gewohnheit das Grab der Illusion: die heißesten Liebeszenen, die spannendsten Kriminalaffären, der dramatischste Mord, — die Plaganweiserin steht unbewegt darauf hin und nur sie fühlt so recht im innersten Herzen, daß es doch „nicht wahr“ ist. Vielleicht trügen solche Mädchen überhaupt einen eisernen Panzer ums Herz. Kalt und unerschrocken, werden sie jeder Situation und jedem Schicksal gewachsen sein. Der Schwarm für einen Star ist ihr längst fremd; die gehören sozusagen zur Familie und sie ist dieser tagtäglichen Gefährten überdrüssig.

Wenn einmal statt Konrad Weidt der fische Monteur vom Nachbarhaus ihr zulächeln würde, — das wäre ein Fall.

Der sachliche Kinogast. Er geht ins Kino, um sich zu unterhalten und zu belehren. An die Retikulebilder wendet er nicht minder Aufmerksamkeit, wie an den Hauptfilm.

Was er bezahlt hat, sieht er sich an. Er schenkt dem Kino nichts, auch wenn's ein bißchen langweilig ist. Die „Kultur“-Filme mag er nicht besonders, aber schließlich: warum soll er nicht einmal mit dem Kamera-Mann durch Treuenrode oder Teschenbrühen wandeln und über Weberei und Schraubenfabrikation sich informieren? Küßt's nichts, dann schadet's nichts. Er wendet kein Auge von der Leinwand weg und mag neben ihm noch so ein duftendes Fräulein Platz nehmen, er hat keinen Blick für sie, viel weniger die Absicht anzubandeln.

Ganz anders ist der unsachliche Kinogast. Er hat auch im verdunkelten Raum die Augen überall. Kein neuer Theaterbesucher entgeht ihm. Ist die Plakanweiserin hübsch, dann tätschelt er ihr so beiläufig eine ihrer Backen. Er geht auch nicht in eine x-beliebige Reihe, sondern überhaut erst wie ein Feldherr das Gelände. Ah! Dort vorne sitzt eine alleinstehende Dame. Schon rückt er in die Stuhlreihe ein und nimmt neben ihr Platz. Er grüßt verbindlich, entschuldigend sich wegen nichts und fragt vielleicht auch einmal nach der Zeit, um dann gewandt wie ein Seiltänzer die Konversation ins allgemein Menschliche zu leiten. Er nimmt „Tuchfühlung“ mit seiner Nachbarin, und glaubt er durch seinen Charme seine Position gefestigt zu haben, so fühlt er im Dunkeln wohl auch nach ihrer Hand. Wie heißt's im „Blauen Engel“: das ist — was soll ich machen — so meine Natur...

Das Pärchen ist für den Filmfabrikanten das dankbarste Publikum. Es dürfen nur nicht zu viel Großaufnahmen mit stark beleuchteter Fläche in dem Film sein, dann ist alles recht. Das Pärchen nimmt, wenn Er bei Kasse ist, einen Logenplatz oder nistet sich hoch oben auf dem Balkon ein. Ob Wochenchau, ob Trickfilm, Naturgeschichte oder Kamo-Film läuft. Dem Pärchen ist Gefühl alles, Bild, Schall und Rauch.

Es sieht sich meist das Programm zweimal an und muß von der Plakanweiserin schonend darauf aufmerksam gemacht werden, daß das dritte Programm beginnt.

Der Herr, der nicht nachrückt... Bitte nach links rücken, meine Herrschaften, bitte nachrücken... Mag die Plakanweiserin noch so flehen. Der Herr mag nicht rücken. Gegen die allgemeine Aufforderung ist er gleichgültig. Der persönlichen Apoptrophierung begegnet er mit einem gereizten, widerstandsvollen Blick. Nochmaligen Bitten entgegnet er: „Ja ja noch g'nug Platz!“ Das Fräulein läßt nicht locker... Und i mag net!

Und jetzt grad net! Könnt mir einfall'n, mit dem Geruch! Auch der Herr Direktor kann ihn nicht zum Rücken bewegen. I bleib' wo i bin, basta! Resigniert gibt die Gegenpartei den Kampf auf. Der „Dienst am Kunden“ ist manchmal ein Kampf, in dem selbst Götter vergeblich kämpfen.

Die Gerührte. Sie hat's halt so leicht mit dem „Weinen“. Wissen S', mei Gemüt is halt so weich. Sie fühlt mit. Man hört ihr diskretes Schluchzen bis zur Ausgangstür. Wenn Ria Ria arm und verlassen in der Dachkammer sitzt, oder Lutti Schnutti mit ihrem über alles geliebten Kind verbannt nach Sibirien zieht, dann rinnen ihre Zähren unaufhaltbar nieder. Aber ebenso schnell und dankbar begrüßt sie mit befreitem Lachen den beschwippten Komiker des Films und kann gar nicht genug kriegen, wenn im Lustspiel sich jemand in den Ruchenteig setzt.

Sie ist das Gegenteil der Plakanweiserin: immer dabei, immer voll Abscheu oder Liebe zum Helden (zur Heldin) der Handlung. — Wenn sie an ihren Alibi daheim denkt, der ihr die Wirklichkeit so illusionslos macht, dann ist die Welt des Scheins im Film für sie von doppeltem Glanz.

Neue Bücher

* Jakob Schaffner: „Liebe und Schicksal“, Novellen. (Verlag Paul Zsolnay, Wien IV.) Für Schaffners Menschen ist das Erlebnis der Liebe, die Gewalt der Leidenschaft überhaupt von ungebrochener Wucht und geradlinig schicksalhaft, ob sie Seligkeit und Erfüllung oder abgrundtiefes Leid und Tod bedeutet. Eine Fülle von Menschen aus allen Lebenskreisen ist hier versammelt, merkwürdige, seltene, krause, wunderliche, humoristische Charaktere, und in eines jeden Seele gewinnt die Leidenschaft andere Lebenswürde, anders getönte Wirklichkeit. Jede dieser Novellen ist von anderem unnachahmlichen Reiz, und aus ihren ergreifenden oder erheiternenden Geschehnissen leuchtet der ganze Reichtum deutschen Wesens.

* Hermann Sinsheimer: „Al Rondo“, Novelle. (Verlag P. Zsolnay, Wien IV.) Libelei und Liebe, Bürgertum und Varietés formen aus Alltag und Geheimnis diese bunte, sprühende und zugleich ergreifende Geschichte einer einzigen Nacht. Da ist ein Ernst Leihkauf, Subdirektor des

Kreditversicherungsinstitutes „Credo“. Ein Brief eines verschollenen Jugendfreundes ist eingetroffen, in dessen mächtigem Schatten Leihkaufs Kindheit stand. Jetzt ist der eine Subdirektor, der andere tritt als rätselhafter „Al Rondo“, als Rechenkünstler im Varietés auf. Wie Leihkauf aus dem Büro-Alltag heraus, Schritt für Schritt, auch heute wieder zur Anerkennung gezwungen wird, wie er erfährt, was für eine Bewandnis es mit dem Geheimnis des Al Rondo habe, und wie er durch Liebe und Freundschaft hineingerissen wird in den Zauber dieser einen Nacht und dieser Bühne, deren Bretter ihm eine neue Welt bedeuten, das ist mit glänzender dramatischer Spannung erzählt, die den Helden bis zur Mitte des Buches hinter der Szene hält und ihn nur aus Reflexen errathen läßt, und ist zugleich mit warmherziger menschlicher Schilderung wiedergegeben.

* B. Traven: „Der Schatz der Sierra Madre“, Roman. (Universitas, Deutsche Verlags-AG, Berlin W. 50.) Drei Zufallsgefährten, gekranbete Existenzen, ziehen zusammen in die mexikanischen Berge, um Gold zu suchen. Es gelingt ihnen, ein reiches Goldlager zu entdecken. Nach mühseliger langwieriger Goldwäscherei haben sie ein beträchtliches Vermögen gewonnen. Als sie weiterziehen wollen, wird der eine von ihnen bei Indianern zu Gast geladen als Dank für ehemals zufällig geleistete Hilfe. In dessen Brechen die anderen auf, um das Gold in die Stadt zu bringen. Unterwegs setzt sich bei ihnen der Gedanke fest: wenn ich den Gefährten ermorde, bin ich im Besitz des ganzen Goldes. Sie belauern und beargwöhnen sich in entnervender, zermürbender Stetigkeit. Dann fällt der tödliche Schuß, der einem allein den ganzen Schatz in den Säcken auf den Eseln überläßt. Er zieht weiter damit. Unterwegs überfallen ihn Wegelagerer, töten ihn. Streuen den Inhalt der Säcke in die Winde der Wüste, nicht wissend, was sie erhalten. Das Gold hat nur Unglück gebracht. Die einmalige Begebenheit wird zum Sinnbild des uralten, ewigen Kampfes um das Geld. Harte Gebohrheiten der Bagabunden und Goldgräber, brutaler Kampf um Geld und Leben sind mit der gleichen unbestechlichen Wahrheitsliebe und Lebendigkeit gestaltet wie das friedliche Leben der durch Kultur aufgestörten Indianer und wie die herrliche Landschaft Mexikos.

* Jane Grey: „Tal des Todes“, Roman. Aus dem Amerikanischen übertragen von Franz Eckstein. (Verlag Th. Knaur Nachf., Berlin W. 50.) In der schauerlichen Ode und Einsamkeit der amerikanischen Wüste mit ihrer fata Morgana, mit ihren Sandstürmen und all ihren Schrecknissen läßt Jane Grey Menschen und Tiere in schicksalhafter Verbundenheit leben. Und jedes dieser Schicksale, mit Meisterhaftigkeit entworfen, stellt einen eigenartigen Konflikt vor den Leser, der durch die Entwicklung und Lösung aufs tiefste ergriffen wird.

* Richard Kay: „Ernte“. Des Bummels um die Welt zweite Folge. (Verlag Ullstein, Berlin.) Die „Ernte“ ist das fünfte Buch von Richard Kay. Und immer hält man das, das man gerade liest, für sein bestes. Alle sind sie erfüllt mit der Schönheit, den Geheimnissen, den Abenteuern, Alltäglichkeiten unserer Welt, und was könnte spannender sein, als immer wieder in das Antlitz unserer Erde zu schauen. Diesmal zieht Kay einen großen Kreis vom Balkan über Kleinasien, den Sudan nach Ceylon, Indien, die Südpazifika, Amerika, Cuba und Madeira. Wieder sieht er mit den scharfen Augen des Journalisten im Vorübergehen, im Verweilen die Eigenarten der Völker, das Typische ihrer Gebohrheiten, ihres Alltags, ihrer Feste, ihrer Geschäfte, ihrer Landschaft, die in tausendfältigen Farben vor uns erbleht. Von den Kolonialproblemen der Weltmächte bis zu den kleinen Sorgen eines Perlenfischers, von den Ananasplantagen bis zur waffenstarken Feste Dahu, von der Weisheit griechischer Mönche bis zu dem Schicksal eines kleinen Bergpongs, von den Bazaren des Orients bis zu den Wassereitern Hawaiis tut sich das Panorama der Welt vor uns auf.

* „Grundzüge des Versicherungswesens.“ Von Prof. Dr. phil. Dr. jur. Alfred Manes. (Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.) In einem allgemeinen Teil werden zunächst Entwicklung und Wesen der Versicherung, ihre Organisation, gesetzmäßige und rechtliche Stellung und die Grundbegriffe der Versicherungswissenschaft dargelegt. In einem zweiten besonderen Teil behandelt der Verfasser die einzelnen Zweige der Versicherung, die im Gegensatz zu den früheren Auflagen nach „Güterversicherung“ und „Personenversicherung“ getrennt sind, und vor allem auf dem zweiten Gebiet im Hinblick auf die Sozialversicherung zahlreiche und wichtige Änderungen und Ergänzungen bringen. Zahlreiche statistische Tabellen beleben und erläutern den Text.